kleine Welt, in die ich gestellt bin, mißachten wollte. Ueberbringen Sie meinem Neffen Napoleon meinen väterlichen Segen und sagen Sie ihm, daß er mich meinen Weg in Frieden soll zu Ende gehen lassen."

Ney, der bei unverrichtetem Auftrag den Zorn des Kaisers fürchtete, legte sich aufs Ueberreden, aufs Bitten, schließlich aufs Drohen. Da aber traf ihn aus den Augen des Pfarrers Buonaparte ein stählern aufblitzender Blick, dem er nicht standhielt; und er sah plötzlich in dem hageren Antlitz des Greises auf seltsame Art das Antlitz gespiegelt, vor dessen Ausdruck die Völker bebten — das von einem unbeugsamen Willen gestraffte, von der Erkenntnis eines unabänderlichen Schicksals leidenschaftlich und machtvoll erfüllte Antlitz des Kaisers. So wandte sich Ney mit unwillkürlich tiefer Verneigung zur Tür, ging in den Hof hinaus und befahl aufzusitzen. Gleich darauf rasselte der Trupp mit Geklirr und Getrappel davon.

Der Pfarrer Buonaparte sah dem gleißenden Spuk nach, bis der aufgewirbelte Staub den letzten Waffenblitz verschluckte; und es war, als er in sein verödetes Haus zurückkehrte, in seinem leichten Schulterheben etwas, das an das stumme Achselzucken gemahnte, mit dem Napoleon wenige Tage darauf bei Neys Bericht die erwiesene Unzulänglichkeit seines Verwandten zu den unabänderlichen Torheiten der Menschen warf.

Weltreise durch ein liebes Zimmer

Von Carola Ihlenburg

Manchmal ist es so schön langweilig. Langeweile ist Urlaub vom Alltag. — Kampf, Zwang, Gesellschaft, Pflicht und Schmeichelhaftes haben sich plötzlich zurückgezogen; man ist allein. Die Türglocke schweigt, der Fernsprecher steht so stumm da wie die Zigarrenkiste, und die Dämmerung senkt sich wie graue Watte um das Haus.

Aber die Dinge, die einen sonst stumm umgeben, rücken enger zusammen und atmen hörbar, die große Uhr räuspert sich, die kleine auf der Boule-Kommode pickt die Sekunden auf wie ein fiebernder, ängstlich flatternder Puls; über die grüne Tapete läuft ein Knistern hin, wie wenn ein unsichtbarer spielerischer Finger über sie hinführe. Sie ist von schönem Grün, aber nicht vom schönsten. Früher gab es Tapeten, die waren mit Schweinfurter Grün gefärbt. Sie waren teuer, sie waren der Stolz ihrer Besitzer. Sie strömten Frieden auf das Auge aus, sie lockten die Menschen in ihre Beruhigung wie in einen tiefen Wald. Die Menschen, die zwischen ihnen lebten, wurden aber krank. Durch Krankheit wurden sie müde, und manche legten sich inmitten ihrer herrlichen Tapeten auf das Sterbebett. Vielleicht war das glühende Grün ihre letzte Freude, ihr Augentrost, und sie lächelten, zum Leben nicht mehr fähig, gequält den schönen Wänden zu, wie ein sterbender Mann ahnungslos seiner Geliebten zulächelt, die ihn vergiftet hat. Die Tapeten von Schweinfurter Grün ermordeten langsam ihre Besitzer. Sie enthielten ein Gift, das Fliegenstein oder Scherbenkobalt hieß. (Wir haben viele Wörter unserer tiefen Sprache vergessen und nennen es heute „Arsen".)

Bei diesem Gedanken an Gift und Tod wandert der Blick des Träumenden über die alte Boule-Kommode, die als „Kredenz" dient. Ein altes Karfunkelglas und ein silberner Leuchter stehen darauf, neben der Uhr im Elfenbeingehäuse. „Boule": wie ein freundlicher Schatten taucht die Gestalt des Kunsttischlers Boule auf, der um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Manier erfand, Schildpatt, Bronze, Perlmutter und Elfenbein in Ebenholz einzulegen.

Als Kredenz dient die schöne Kommode. Eine Kredenz will heute jeder haben, aber niemand als der vom Verfolgungswahn gepeinigte Irre will eine „Credenza" im alten Sinne haben. Es war der Tisch des Vorkosters bei großen Herren, die immer wähnen mußten, es könnte Gift an den Speisen sein. Manche ließen sich ihre Mahlzeit nicht von Menschen, sondern von Rebhühnern „kredenzen", also vorkosten; denn man glaubte, daß diese Vögel sofort rote Augen bekämen, wenn sie von vergifteten Speisen etwas pickten.

Schwer war das Leben. Da saß ein Mann namens Kunkel auf der Pfaueninsel und war verpflichtet worden, Gold zu machen. In seinem Angstschweiß saß er da unter seinen Tiegeln mit geschmolzenem Golde und erfand das Rubinglas. Es bestand bis zu sechzig Prozent aus Gold und leuchtete wie Burgunder oder wie jener im Dunkeln strahlende Edelstein, der Karfunkel heißt und den, der Sage nach, Zeisige ins Nest legten. Er hatte die Macht, Menschen unsichtbar zu machen, glaubte man.

Ein Irrgarten von Gedanken überzieht ein stilles Zimmer. Warum gerade Zeisige? denkt der Mensch in seinem Sessel nach. Und er hört das winzige, weichschwirrende Geräusch, mit dem der Kanarienvogel in seinem Käfig sich aufplustert. Ja, du Kanarienvogel, auch du lebst heute in freundlicher Sicherheit...! In vergangenen Zeiten stach man den gelben Kameraden die Augen aus, weil man glaubte, sie sängen dann schöner. Man fütterte sie auch mit Cayennepfeffer, davon wurden sie rot und hießen dann „Pfeffervögel".

Der Kanarienvogel in unserm Zimmer lebt und singt in Frieden, und sein Bruder, der sprechende Sittich, ist sein Nachbar. Lieber Sittich, du rührst dich nicht in der Dämmerung. Weißt du, was „Psaphonsvögel" sind? Im alten Aegypten lebte ein vornehmer reicher Mann, der richtete Papageien ab. Der Mann hieß Psaphon und lehrte die Papageien die Worte: „Der große Gott Psaphon!" sprechen. Wenn sie es gut konnten, entließ er sie in die Freiheit, wo sie diese Worte oft wiederholten. Die Menschen hielten das für eine Verkündung des Himmels und verehrten Psaphon schließlich als Gott. Erkaufte Lobredner nannte man später „Psaphonsvögel", also muß der seltsame Betrug wohl einmal herausgekommen sein!

Ueber der Boule-Kommode hängt eine Silhouette in vergoldetem Elfenbeinrahmen. Er braucht nicht vom Elefantenzahn zu stammen. Als er geschnitten wurde, so um 1810 herum, stammte ein großer Teil des gehandelten Elfenbeins vom Mammut, dessen Skelette in Sibirien ausgegraben wurden. In China, wo man schon früh solche Funde machte, glaubte man, es handele sich um das Gebein riesiger Drachen.

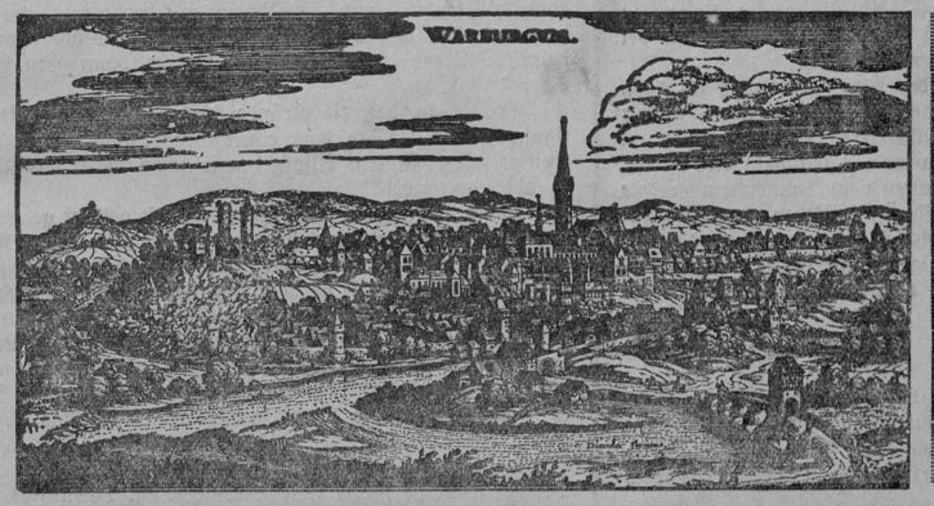
Der Blick des Träumers in seiner schönen Langeweile bleibt an dem letzten hängen, was in der tiefen Dämmerung noch erglänzt. Es ist der Spiegel, eine der unheimlichsten, gefürchtetsten, geliebtesten, verzweifeltsten Errungenschaften der Menschheit also. Ein furchtbarer Gesellschafter aller Einsamen. Die mystische Tatsache, daß der Mensch sich selber sieht. Der Spiegel besitzt Zauberkraft, eine Welt von Aberglauben rahmt ihn ein. Sein Zerbrechen — das Zerschlagen des eigenen geliebten Bildes also — bedeutet Unglück, und wenn ein Toter im Raum ist, so verhängt man den Spiegel, denn das wehrlose Antlitz des Abgeschiedenen soll nicht gespiegelt werden.

Schöne Frauen, grübelnde Gelehrte, alternde Männer und fröhliche Kinder blickten in unseren Spiegel, lächelten sich zu, sahen sich in die Augen, sich selber. Sie dachten nicht an die Silberminen in Mexiko. Aber der Träumende denkt daran während er den fahlen Schein des langen Rechteckes anstarrt. „Wird man diesen auch noch einmal verhängen?" denkt er, und eine kleine Beängstigung legt sich auf sein Herz. Er steht auf, schaltet das Licht ein und wirft einen Blick in das Glas. Er sieht sich, lebendig, gesund, leise lächelnd... Seine Dämmerungsreise ist beendet. Er ist zurück.

Und da klingelt auch schon der Fernsprecher. Die Dinge treten schweigend zurück, und das Leben, das schöne, hitzige, schwierige Leben ist wieder ganz nah.

Grippe — durch Sonnenflecke? Der Präsident der Königlichen Astronomischen Gesellschaft von Kanada, Ralph Delury, versicherte in einer Vorlesung an der Toronto-Universität, daß die diesjährige Grippe-Epidemie genau dem Influenza-Einbruch des Jahres 1917/18 entspreche. Es handle sich um eine Grippe, die durch die Sonnenflecken verursacht werde und so starke Ausmaße annehme, weil — gleichfalls als Folge der Sonnenflecken — der vorhergehende Sommer nicht heiß genug und der bisherige Winter nicht kalt genug war. Er fährt wörtlich fort: „Das Wort Influenza bedeutet in Wirklichkeit Einfluß der Planeten Jupiter und Saturn. Jupiter und Saturn kommen einander wieder näher. Und außerdem erreichen die Sonnenflecken den Höhepunkt, den sie auch 1917/18 hatten."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 14 | 17. Februar 1937 | 11. Jahrgang

Abseits der lauten Straßen.

Roman von Fritz Hantzsch

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

9. Fortsetzung

Der Riedwangerlepp schnitt Weidenruten zum Korbflechten zurecht. Saß auf dem Hof in einem Sonnenfleck und pfiff, das Frühlingsgeschwätz eines Stars im Lindenwipfel nachahmend

„Grüß Gott, Jungfer!" rief er, als er Evas ansichtig wurde. „Alldieweil scheint die Sonn' noch mal so blinkernd daß ein schönes Dirndl dem alten Sepp ins Geheg läuft. Wollen S' Körb' kaufen, Jüngferlein?"

„Warum nicht? Wenn sie nicht zu teuer sind?" ... Ja, das war auch solch ein spindeldürres Männlein wie der Schneider vorhin. Nur um ein gut Stück älter und mit einem Paar blauen Augen in dem runzligen Gesicht, so klar wie Kinderaugen und so hell wie ein Frühlingstag. Ein blankes Leuchten, aus einer reinen Tiefe kommend, lachte Eva entgegen ... „Mit dem werde ich gern über Land kutschieren", dachte sie. Ja, Rosalie Schmidt hatte recht, daß es mit ihm ein Spaß sein würde!

Der Alte hatte pfiffig gelächelt, als sie die Frage nach dem Preise gestellt. Nun sagte er: „Es käm' dem Riedwangersepp halt nix drauf an, spottbillig zu sein. Wissen S'?... Was meinen S', wenn der Alte dem hübschen Jüngferlein einen Korb für gar nix gäb? Zum Geschenk also allemal? Würden S' einen nehm'? Sauber und akrat und schneeweiß von blitzblank geschälten Weidengerten zum Ruhplatz für zerschlissene Strümpf und Stopfwoll? Ja, lächeln S' nur! Der Riedwangersepp ist Zeit seines Lebens ein Ärger gewesen und schaut einer saubren Dirn noch heutigen Tags gern in die Augen, wenn's schön' sind."

„Und mir gefallen alte schöne Augen auch. Und somit wären wir einander nichts schuldig geblieben, daß eins dem anderen was Liebes sagt. Einen Korb zum Geschenk? Gewiß: ich nähme ihn gern. Aber nur unter einer Bedingung!"

„Und die wär?"

„Daß Sie auch von mir etwas geschenkt nehmen."

„Sapperlot! Ich wüßt' nicht, was ich lieber tät! Und was hätten S' denn für unserein'n parat?"

Er beobachtete erwartungsvoll, wie Eva ihre Handtasche öffnete und ein kleines Päckchen zutage förderte.

Sie reichte es ihm. „Ich denke, es wird die richtige Sorte sein."

Der Riedwangerlepp hatte Messer und Weidenruten mit einer hastigen Bewegung neben sich auf die Erde gelegt und seine Hand nach dem ihm entgegengereichten Päckchen ausgestreckt. Als er die Papierhüllen entfernt hatte und drei Rollen von der „dicken Sort" erblickte, sah er zunächst verständnislos in das lächelnde Gesicht. „Das versteh' einer", konnte er endlich sagen. „Ich versteh's nimmer. Wie kommen S' zu meiner Sort'? Und woher wissen S' von meiner Sort'? Oder hatten S' den Schwarzen gar für den Liebsten gekauft und machen S' nun bloß ein Verwechsle's Bäumelein des Korbs wegen?" Er wog die schwarzglänzenden Rollen unschlüssig in der Hand als glaube er es noch nicht, daß sie ihm gehören sollten.

„Nicht für den Liebsten" sagte Eva mit vergnügtem Lächeln und voll reiner Herzensfreude über dies Erlebnis, „den ich übrigens nicht habe, sondern für Sie ganz allein. Und woher gewußt? Sie werden's nie raten. Also sage ich es Ihnen schon lieber gleich: von Rosalie Schmidt."

„Ah! Von der? Von meines Anton Olschlägers Hausdrach'? Akrat von der? Und wieso?... Wissen S', mein Verstand läuft quer vor lauter Verwunderns über diese krause Sach'."

„So wollen wir denn eine glatte daraus machen. Eigentlich ist sie so sehr kraus gar nicht. Ich bin nämlich Doktor Olschlägers Nichte und will, da ich Ärztin bin, seine Praxis übernehmen."

Der Riedwangersepp erhob sich hierauf. Nicht ganz frei von einer Bestürzung. Nahm sein spitzes Filzhütlein vom Kopf, der den Schmuck vollen Silberhaars trug, und brachte, etwas linkisch, seinen Bückling an. „Reverenz, Fräulein Doktor! Hätten S' nicht so lang hinterm Berg halten sollen, dann wär' nix über meine Lippen gekomm'n von Jüngferlein und Dirn, sondern ich hätt' mich respektierlicher aufgeführt. Seien S' nicht harb auf mich!"

„Denk' nicht dran! Das hat mir grade Spaß gemacht. Es nennt mich sonst niemand so. Nur das ‚Fräulein Doktor' muß ich immer hören, das so steif und langweilig klingt. Und ich mache doch so gern einen Spaß mit."

Der Alte nickte. „Ich hab's Ihnen halt angeseh'n, daß 's Herzel nicht in einer falschen Eck' sitzt. Man kennt seine Leut daran, wie 's Aug' guckt ... Indes: meiner Sort wegen. Da tu ich nun sehr danken für das reiche Angebind. Und Sie bekommen's als Entgelt zwei Körb' von mir."

„Es ist an einem genug. Körbe nimmt man nicht gern."

„Die meinigen lassen's Aug' trocken und machen keine Not ... Daß wir nun aber auch von der Hauptsach' reden: wie wird's nun mit den Doktorfuhren zu Bauern und Holzknechten? Da Sie doch wohl wissen, daß ich den Herrn Onkel stets kutschiert? Oder haben S' 'n Neumodschen auf Gummi?"

„Nein, lieber Freund, wie sollt' ich armes Luderchen wohl zu einem Auto kommen! Es bleibt also alles wie bei Onkel Anton. Wenn Sie wollen, natürlich."

„Ohne Frag'", beteuerte der Alte. „Nu weiß ich auch, warum mein Anton, mit Verlaub, Fräulein Doktor — immer etwas dahergeredt hat von Weiberröcken, die noch einmal im Korbwägle sich aufplustern würd'n. Einmal wird's sein, wenn ich mich ausruh' im Schatten vom Tannenstein", redete er manchmal, wenn die Schmidt ihm's Leben sauer gemacht oder das Geschäft ihm den Schlaf nahm, „einmal wird's sein, daß du eine von der langhaarigen Sort' hinter dir hast und die dir's dann schon besorgen wird mit deiner Goschen, du elendes Viech."

„Aber nein! Hat Onkel Anton wirklich so etwas zu Ihnen gesagt?"

„Noch ganz andre Ding'! Was meinen S'! Mein Anton war so saugrob wie herzensgut! Verübelt hab ich ihm nie nix. Den hab' ich gekannt, wie mich selbst nicht. Was sind wir beid' auch umherkutschiert in den Bergen. Sommers und Winters. Zu allen Tag- und Nachtzeiten. Manchmal vermuckscht, daß keiner die Gosch aufbekam. Manchmal müd', daß die Augen zufielen und der Schimmel sein Stolpere bekam. Nicht selten haben wir beid' gesungen, wenn's geglückt, dem Klappermann eine Seel' abzujagen. Kennen S' das Lied vom Doktor Eisenbart? Gelt? ... Das war meines Antons Leib- und Magenlied ... Ja, das sollen S' wissen, Fräulein Doktor: es war eine schöne Zeit. Wir sind beide drüber alt und grau geworden. Und einer ist nun schon dahin und hinab ... Und das sollen S auch wissen: Grad so schön soll's mit uns beiden auch werden. Grad so und noch viel schöner, meiner mitgebrachten Sort' wegen. Bis zum Geiersberg fahr' ich Sie 'nauf."

Nun ja der Geiersberg war weder das Rote Meer noch das gelobte Land. Aber insofern stimmte die Prophetie Rosalie Schmidts daß sich die junge Doktorin von Welflingen mit der Darbringung ihrer Gabe die ungeteilte Freundschaft und bedingungslose Zuverlässigkeit des Riedwangerlepps erworben hatte

„Ich hoffe, daß es schön werden wird", sagte Eva, als das vielschwätzende Männlein sein „Gosch" endlich zum Stillstand gebracht hatte und die drei Rollen Kautabak nun mit liebevoller Sorgfalt in das Papier zurückwickelte „Und ich freue mich auf diese Fahrten durch die Berge Aber eins müssen wir noch gleich erledigen: Wie soll ich Sie nun anreden? ‚Herr Riedwangerlepp', das geht doch nicht, denn das ist doch eigentlich Unsinn, und es ist mir auch viel zu lang."

„Auch gar net lieb und traut, wissen S'", lächelte er. „Mein eigentlicher Nam' ist Josef Stellinger. Zum Riedwangerlepp bin ich dadurch komm'n, daß mein Ahn'n im Ried am Wangenstein einen Hof ihr eigen genannt, und das Sepp habens aus Josef zerklaubert. So sagen S' nur einfach Sepp und du zu mir, wie 's mein Anton getan. 's bleibt in der Familien, wissen S', und scheniern braucht Sie sich nicht"

Eva meinte, daß das Vertrauliche damit doch wohl zu weit ginge und sich für sie nicht schicke. Sie schlug ihm als Anrede „Vater Stellinger" oder „Vater Sepp" vor.

„O du mei", sagte hierauf der Sepp mit grinsendem Behagen, „daß Sie mich zum Vater stempeln woll'n, ist ein G'spaß von der schönsten Sort'. Hab' nix dazu getan, daß ich ein Vater geword'n. Hab' nit einmal ein Weib gehabt, sondern hab's gehalt'n wie mein Anton. Dem ist ein' durch die Lappen gegangen, wie mir die Therese' vom Blasiuswirt. Da hab'n wir beid' Kompanie gemacht und sind ledig geblieb'n. Gleichwohl, Fräulein Doktor, Ihnen verstatt' ich das Vatersagen. Aber sagen S' dann schon ‚Vater Sepp', denn das ‚Vater Stellinger' wär' vermottet und paßt zu nix mehr für den Riedwangerlepp von heut."

Er hätte Eva nun gern mit ins Haus genommen um ihr nach dem langen Stehen im Hof noch zu guter Letzt einen Platz zum Ausruhen anzubieten und ihr nebenher seine beiden „arraten" Stuben und die „saubere Küchen" — wie sie die Schmidt nimmer saubrer hätte — zu zeigen.

Aber die Erwähnung Rosalies veranlaßte Eva, dankend abzulehnen. „Ich habe versprochen, am Mittag zurück zu sein und möchte nicht gleich am ersten Tage in Ungnade fallen. Auch will ich noch zum ‚Waldboten' mit heran und eine Anzeige aufgeben. daß ich die Praxis meines Onkels übernommen habe ... Wenn ich später einmal komme, dann gern Vater Sepp."

Er sah ein, daß die Gründe, die sie vorbrachte, Berechtigung hatten. „Man darf einen Drach' nicht reizen, sonst speit er gift'ge Gallen. Also gehen S' schon. Aber das Körbel — oder ihrer zwei?"

„Nein, nur einen, Vater Sepp, das ist vollauf genug."

Als er ihr dann ein besonders zierlich geflochtenes Körbchen ausgehändigt hatte, das von Eva ehrlich bewundert wurde, meinte er, daß sie aber nun zum mindesten noch den Schimmel und das Korbwägele besichtigen müsse, denn das gehöre nun beides zu ihr wie das Brot zum täglichen Leben.

Der Schimmel wandte sich wiehernd um, als beide in die niedrige Stalltür traten. „Er merkt was", sagte der Riedwangersepp stolz. „Er hat's am Geruch, was Doktor ist. Obgleich es nun schon an der Wochen sechs her ist, daß er meinen Anton zum letzten Mal im Wägle davongeschleppt ... War 'ne merkwürdige Fahrt zum Närrischen am Totenkogel. Um zwölfen in der Nacht bei erbärmlichstem Hundewetter. Sturm und Regen und stockfinster, daß der Schimmel nicht mal Latern' war. Glaub's sicher, daß der Anton sich dabei seinen Knacks für das Sterbehemd geholt, nachdem er den Närrischen am Totenkogel, den der Teufel schon auf seiner List' zum Dahinholen vermerkt, noch einmal dessen Klauen entrissen hat"

Trotzdem die Mitteilungen über die letzte Fahrt Onkel Antons geheimnisvollen Dingen zu gelten schienen, wandte sich Evas Aufmerksamkeit dem Gehörten nicht mehr im vollen Umfange zu. Ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihr, daß die Besichtigung des Korbwäg'ls und des Schimmels neue zehn Minuten der knapp gewordenen Zeit gekostet hatten.

„Da bin ich nun neugierig, wohin meine erste Fahrt gehen wird" sagte sie, dem erzählfreudigen Alten schon die Hand zum Abschied hinstreckend. „Auf Wiedersehen dann also, Vater Sepp!"

*

Ein hohlklingender, Regen kündender Wind strich durch die Roßgasse und hob an den geschlossenen Wetterläden des Doktorhauses, hinter deren einem noch Licht schimmerte, wenngleich es schon ein gut Stück nach Mitternacht war.

Eva Bruckner, obwohl reisemüde und infolge der vielen neuen Eindrücke ihres ersten Welflinger Tages abgespannt, hatte sich trotz ihres ursprünglichen Vorsatzes, früh schlafen zu gehen, noch gegen 10 Uhr an den Schreibtisch Anton Olschlägers gesetzt, um ihrer Mutter in einem Briefe von dem Eintreffen in Welflingen und den ersten Erlebnissen kurz zu berichten.

Lange war es damit zu keinem Anfange gekommen.

Ein eigentümliches Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, als sie, nach Briefpapier suchend, die Schübe des Schreibtisches herausgezogen und die in ihnen aufbewahrten Dinge der persönlichsten Hinterlassenschaft Anton Olschlägers betrachtet und nach Überwindung von starken Hemmungen auch endlich berührt, herausgenommen, gesichtet, dies und jenes gelesen.

Wie aus einer anderen Welt kommend, schien ihr das alles, und als habe sich ihr in dieser Nachtstunde jemand zugesellt, der nun aus dieser anderen Welt noch einmal zurückgekehrt, hinter ihr stehend über ihre Schulter sah und mit ihr zusammen schaute und las.

Und der es wohl nicht gern mochte, daß fremde Augen und fremde Hände sich mit seinem einseitigen Eigentum beschäftigten. Denn mitunter meinte Eva einen Druck auf ihrer Schulter zu verspüren und ihren Arm gehemmt zu wissen, wenn sie ein neues Schriftstück, ein neues Heft, einen neuen Aktendeckel mit lose darin liegenden oder in ihm eingehefteten Bogen einem der Kästen zu entnehmen beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt)

Der Pfarrer Buonaparte

Erzählung von Karl Lerbs

Von dem grell flammenden Glanz, den das Leben des ersten Napoleon mit wilder Gewalt über die Länder warf, fiel nur einmal für eine kurze Stunde ein Strahl auf den Weg des Pfarrers Buonaparte.

Er lebte, durchaus zufrieden, heiter und bäurisch derb, in einem winzigen Dörfchen zwischen Santo Crocciano und Certaldo, nicht weit von Florenz. Hier aber denkt der Geboldete zu Unrecht mit einem Lächeln des Certaldesen Giovanni Boccaccio; denn der Pfarrer Buonaparte nahm von den angenehmen Dingen dieser Welt nur das, was ihm durch die Erträgnisse seines winzigen Gartens, seiner Weinstöcke und seiner legefreudigen weißen Henne (die natürlich Bianca hieß) geboten war. Er las zweimal wöchentlich die Messe, hielt seiner kleinen Gemeinde jeden Sonntag eine kräftige und überaus verständliche Predigt und sammelte zweimal jährlich den Zehnten ein, ohne dem Schicksal jemals die Kärglichkeit des Erträgnisses zum Vorwurf zu machen. Die schöne junge Mattea, die ihm sein Haus in Ordnung hielt und die Löcher in seiner vielgeprüften Soutane stopfte, gab ihm keinen anderen Wunsch ein als den, sie durch eine Heirat mit seinem Küster, Kirchensänger, Koch und Gärtner Tommaso glücklich zu machen.

Dies war die Welt, deren Grenzen der Pfarrer Buonaparte niemals in Taten noch Gedanken überschritt, indessen sein Großneffe Napoleon alle menschlichen Grenzen riesenhaft zu überwachsen schien. Und während dieser Napoleon sich den Papst aus dem Vatikan nach Frankreich holte, um sich von ihm in Notre Dame krönen zu lassen, kümmerte sich der Pfarrer Buonaparte um die wirren Gerüchte, die vom jähen Aufstieg seines Hauses zu ihm drangen, nicht mehr, als ob sie von China oder vom Monde handelten.

Hatte er indessen in seiner Genügsamkeit die große Welt vergessen, so besann sich die große Welt oder doch ihr Beherrscher auf ihn. Denn eines Tages rasselte ein Reitertrupp mit Geklirr und Getrappel durch die aufgestörten Dorfstraßen, daß Kinder und Getier kreischend flüchteten, und machte vor dem Pfarrhause halt. Der Pfarrer, der eben in seinem Gärtchen bastelte, trat erstaunt und argwöhnisch herzu: worauf der Führer des Trupps seinen Dragonern einen Befehl in fremder Sprache zurief und selbst vom Pferde stieg, um sich mit höflicher Verbeugung dem Pfarrer zuzuwenden: Ob er, so fragte er in schlechtem Italienisch, die Ehre habe, den Herrn Pfarrer Buonaparte vor sich zu sehen? Der Gefragte, geblendet durch das blitzende Gefunkel der goldverschnürten Uniform, verwirrt durch den scharf und schonungslos prüfenden Blick kalter, herrischer Augen, bejahte mit einem Kopfnicken und lud den fremden Offizier mit stummer Handbewegung ins Haus.

*

Es war nur eine einzige Stube darin, und in dieser Stube nur ein einziger, vertrauenswürdiger Stuhl, so daß der rasche und ein wenig spöttische Rundblick des Offiziers nichts Sehenswertes zu erfassen fand, und der Stuhl, den der Gast höflich ablehnte, unbesetzt blieb.

Der Besucher, mit einem leisen, sporenklingelnden Zusammenrücken der Hacken, kam nun militärisch knapp zur Sache: er sei, sagte er, General Ney vom französischen Heere und habe dem Herrn Pfarrer eine Botschaft Seiner Majestät des Kaisers auszurichten — „des Kaisers Napoleon", fügte er hinzu, als er im Blick des Pfarrers fassungsloses Nichtbegreifen las. Der alte Priester faßte stützesuchend nach der Stuhllehne, da ihn die plötzliche Wirklichkeitssache von Dingen, die er immer wie Gerüchte aus einer weiten Welt vernommen hatte, überwältigte; aber auf seinem Gesicht war doch der Schatten eines gerührten Lächelns, als er sagte: „Da ist also der kleine, dicke Napoleon doch Kaiser geworden! Und wie geht es der schönen Lätitia?"

„Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter befindet sich wohl", antwortete Ney förmlich. Und er entledigte sich mit raschen Worten seines Auftrages: Seine Majestät der Kaiser, stets auf das Wohl Seiner erlauchten Familie bedacht, habe vernommen, daß Sein verehrter Großoheim auf einer armseligen Landpfarre ein unwürdiges Leben fristen müsse; es sei daher des Kaisers Wunsch, diesem Zustande ein Ende zu machen. „Ich habe, Herr Pfarrer", schloß Ney mit einer weltmännischen Verneigung, „den Auftrag, Sie ganz nach Ihrer Wahl an den Hof oder nach Rom zu geleiten; es steht Ihnen frei, zu wählen, ob Sie demnächst eine hohe geistliche Stellung bei Hofe bekleiden, ein Bistum in Frankreich oder Italien haben — oder vielleicht in Rom als Kardinal leben wollen. Ich bitte Sie nur, Ihre Wahl so schnell treffen zu wollen, wie Ihr Wunsch durch die Macht Seiner Majestät erfüllt werden wird."

Der Pfarrer Buonaparte schloß die Augen, als wäre er von grell aufflammendem Glanz getroffen. Die Zeit der lockenden Hoffnungen, der kühn zu höchsten Zielen schweifenden Träume lag so weit hinter ihm, daß die jäh auf ihn eindringende Wirklichkeit sich vor seinem argwöhnischen Blick zu unfaßbarer Größe aufreckte. Schon aber spürte er, wie vergessene und nie mehr erprobte Kräfte sich in ihm regten; das alte korsische Abenteuerblut stieg aus längst verschütteten Quellen leise singend auf. Aus seinen wirr taumelnden Gedanken formte sich ein Erinnern, daß auch er einmal zu Macht und Größe hatte aufsteigen wollen — um nun in einem weltentlegenen Dorfe unter armen Bauern zu sitzen, schmutzige Kinder jahraus jahrein zu unterrichten, überaus verständliche Predigten zu halten und sich nur vor den Amtshandlungen zu rasieren.

Er ließ sich auf den Stuhl sinken, bedeckte die Augen mit der Hand und sagte dann leise: „Ich will es bedenken." Ney musterte ihn ein wenig mitleidig, ging taktvoll zum Fenster und sah hinaus; aber nur, um es mit einem gemurmelten „Fichte!" aufzustoßen und zornig in den Hof zu blicken. Denn draußen hatte sich ein ungebührlicher Lärm erhoben.

*

Es hatte das, wie sich nachher erwies, eine dreifache Ursache. Tommaso, der Vielseitige, hatte sich, angelockt durch das lustige fremde Geschnatter und das Gefunkel der Uniformen, an die Dragoner herangemacht und bestaunte sie mit runden neidischen Augen. Man setzte ihn zum Spaß auf ein Pferd, das ihn sogleich entrüstet abwarf. Darüber gab es ein großes Gelächter.

Die schöne Mattea, angelockt durch feurige Blicke und scherzende Zurufe, die sie leider nicht verstand, kam ebenfalls herbei; worauf ein als Draufgänger berüchtigter Wachtmeister sie ohne langes Verhandeln umfaßte, über sein Pferd warf, sich zu ihr in den Sattel schwang und mit der kreischenden Beute unter dem Jubel der anderen aus der Dorfstraße und in den Wald galoppierte. Die Henne Bianca aber, von einem der groben Spaßmacher gescheucht, flatterte mit entsetzem Gegacker zwischen den Beinen der Gäule umher, und ihre weißen Federn stoben als traurige Trophäen ihrer Peiniger durch die Luft. Bei der wilden Jagd wurden zugleich die vom Gärtner sorgsam gepflegten Gemüsebeete jämmerlich zertrampelt.

Als der Pfarrer Buonaparte, durch den Lärm aus seinem Grübeln aufgestört, voll böser Ahnungen zur Tür eilte, kam ihm schon Tommaso entgegen und hatte die mit Mühe gerettete, arg zerzauste Bianca unter dem Arm. Er berichtete, während sein Herr das Tier erschreckt und besorgt betrachtete, vom Schicksal Matteas. Der Pfarrer richtete einen vorwurfsvollen Blick auf Ney, und es entging ihm nicht, daß der General sich zwingen mußte, eine strenge Miene aufzusetzen, während seine Augen leichtfertig lachten.

„Soldaten sind rauhe Leute, Herr Pfarrer", sagte Ney. „Aber der Wachtmeister wird das Mädchen heiraten, dafür stehe ich Ihnen." Nun rückte Tommaso keck und verlegen zugleich mit einem Anliegen heraus. Die fremden Soldaten hätten ihm versprochen, wenn er ins Heer einträte, so würde er in kurzer Zeit Capitano werden; und da möchte er nun also mit den Dragonern ziehen. Ney musterte den ranken Burschen wohlgefällig. „Es ist gut", sagte er. „Du kannst mitkommen."

Hier wandte sich der Pfarrer Buonaparte, immer noch die Henne im Arm, zu dem General, und in seiner Stimme war ein solcher Ernst, daß Ney betroffen lauschte. „Sie wollten mir das Glück bringen, Herr General", sagte der alte Priester, „und ich danke Ihnen dafür. Aber blicken Sie um sich: Hat nicht Ihr Kommen in einem einzigen Augenblick das, was das Glück meiner Tage war, zerstampft, geraubt, zunichte gemacht? So hat mich der Himmel dafür gestraft, daß ich mich eine Minute lang von dem Glanz der Welt versuchen ließ und die